

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Darvasi, László

Herr Stern

Novellen

Aus dem Ungarischen von Heinrich Eisterer

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2476
978-3-518-12476-5

edition suhrkamp 2476

Es gibt Geschichten, die man nie wieder vergißt. Ein Förster findet im Wald einen menschlichen Arm, in die Erde gekrallt, noch warm, er muß mit ungeheurer Kraft ausgerissen worden sein – doch der dazugehörige Körper bleibt unauffindbar. Bevor im buchstäblich letzten Satz der Novelle das Rätsel gelöst wird, hören wir die Leidensgeschichte des Herrn Stern, eines Privatgelehrten, der im vollbesetzten städtischen Konzertsaal philosophische Vorträge hält und dem eines Tages die Wörter verlorengehen. Als wäre da jemand, der sie ihm stiehlt. Sein Unglück ist so bizarr und tragisch, obszön und komisch wie gelegentlich das Leben selbst, dessen »Besitzern« in einem Augenblick alle Gewißheit über Wahrheit und Lüge, Schuld und Unschuld abhanden kommen kann. Von dieser Erfahrung erzählt László Darvasi, der begnadete Hermeneut des Unbegreiflichen, in seinen schönsten Novellen.

»Man fragt sich, welcher deutschsprachige Autor es ihm nur annähernd gleichtun könnte.« (Christoph Bartmann)

László Darvasi, 1962 geboren, lebt in Szeged und Budapest. Zuletzt erschien *Eine Frau besorgen* (es 2448) und *Wenn ein Mittelstürmer träumt* (st 3765).

László Darvasi
Herr Stern

Novellen

Aus dem Ungarischen
von Heinrich Eisterer

Suhrkamp

Der Kleophas-Comic, Die seltsame Geschichte des Ungeheuers von Müttenheim, Der gestrenge Vater oder Die wahre Geschichte des Werner Mädchens wurden dem Band *A Kleofás-képregény* (Der Kleophas-Comic), Pécs 1995 entnommen.
Herr Stern erschien erstmals in *Szerelmem, Dumumba elvtársnő* (Geliebte Genossin Dumumba), Pécs 1998
Das vollkommene Leben des Fernando Asahar ist im Original noch nicht erschienen.

Die Übersetzung wurde gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Kultur, Berlin.

2. Auflage 2013

Erste Auflage 2006
edition suhrkamp 2476

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004
Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing
Druck: Books on Demand, Norderstedt
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12476-5

Herr Stern

Die seltsame Geschichte des Ungeheuers von Müttenheim

*Ich glaube nur die Geschichten, deren Zeugen bereit
sind, sich die Kehle durchschneiden zu lassen.*

Blaise Pascal

Auf dem Friedensvertrag von Osnabrück waren die verschnörkelten Signaturen der Königin Christine und des Abgesandten Ferdinands III. eben erst getrocknet, als sich im bayrischen Müttenheim eine abscheuliche Untat ereignete. In jener stürmischen Sommernacht, als der Wind die Schmerzenslaute ins Laub der Eichen verbannte, wurden der Bäcker Henrik Falkmeyer, seine Frau Judit und der zwölfjährige Sohn in ihrem Heim niedergemetzelt. Die Magd des Hauses, eine gewisse Hilda Lebwitz, entdeckte die im Blut erstarrten Leichen, sie war es auch, die den Polizeihauptmann Karl Müller verständigte, der gerade Wiener Schinken, Luzerner Käse oder Perlzwiebel frühstückte und nach der unruhigen Nacht auf einen friedlichen, sonnigen Tag hoffte.

Eigentlich bedurfte es gar keiner Ermittlungen. Noch am selben Vormittag wurde in der Schenke von Herrn Paul Rollstock ein junger Mann festgenommen, ein gewisser Mark Stallendorf, der vom gläserweise hinuntergekippten Weizenschnaps und vom schweren bayrischen Bier dermaßen betrunken war, daß er die Augen nicht schließen konnte und in seinem Übermut den Hund des Wirts blutige Groschen blank lecken ließ. Einige Viertelstunden nach seiner Festnahme klärte sich der Geist des jungen Mannes, er schilderte alles ausführlich. Man brauchte ihn nicht einmal ins Verhör zu nehmen. Er sprach überraschend leise und entschlossen. Es war ihm kein Körnchen Reue anzumerken, er versuchte eher, den Anschein der Unschuld zu erwecken, indem er

gleichsam in die Rolle des Opfers schlüpfte und sich auf eine absurde Krankheit berief, welche sich, wie er sagte, mit unwiderstehlicher Kraft seines Verstandes und Willens bemächtigt habe. Er berichtete in allen Einzelheiten, daß er am Abend des Mordes gar nicht die Absicht hatte, in Müttenheim Quartier zu nehmen. Er habe sich nur als Durchreisender in der Stadt aufgehalten. Am späten Nachmittag sei er durch das Stadttor getreten. Eine Weile ging er spazieren und sah sich um, vielleicht zwei Viertelstunden, dann aß er bei einem Garkoch auf der Straße zu Abend und vergaß das geborgte Messer zurückzugeben, mit dem er die Mahlzeit verzehrt hatte. Er verstand selbst nicht, warum. Auf dem Marktplatz holte ihn die Dämmerung ein, er überlegte, was er tun sollte, denn zwar wandere er überaus gern, ja er sei sogar am liebsten nachts unterwegs, auf den Mond und die Sterne vertrauend, auf dem leuchtenden weißen Band des Karrenwegs dahineilend, am Vorabend habe er jedoch gespürt, daß ein Unwetter in der Luft lag, weshalb er zunächst zögerte, um sich dann kurz entschlossen doch aufzumachen, aber als er die friedliche Stadt durchquerte, sei in der drückenden Stille der Nacht der Irrsinn über ihn hereingebrochen. Vielleicht wegen des plötzlich aufkommenden Windes, des unheilverkündenden Knarrens der Äste, des Geheuls der Hunde, er wisse es nicht. Schließlich erreichte er das Haus des Bäckers und gelangte in den Garten, indem er sich über die verzierte, aber nicht viel Schutz bietende Mauer schwang. Das Schnarchen des Hausherrn führte ihn alsbald ins Schlafzimmer, wo er mit nicht mehr als einem Schnitt dem Leben des Meisters ein Ende machte, auch seine neben ihm schlafende Frau und dann den kleinen Hans im benachbarten Kinderzimmer tötete er mit nur einem Schnitt. Einigermaßen zur Ruhe gekommen, sah er sich auch in den übrigen Räumen des Hauses um. In der muffigen Kammer stieß er auf die Dienstmagd, die auf ihrem ärmlichen Lager in der Ecke zitterte, als hätte sie gesehen, was geschehen war, doch sie ließ er am Le-

ben. Er habe sich neben sie gelegt, zumindest soweit er sich erinnere, und als letztes Aufflackern seines getrübten Verstandes den Beischlaf mit ihr vollzogen, dann habe er ein klein wenig geschlummert, vielleicht bis zum ersten Hahenschrei. Bei Morgengrauen bat er sie um etwas Geld, in der Dämmerung kam er zur Wirtschaft des Herrn Rollstock, wo er vom Aufsperrn an trank, da er, so setzte der junge Mann errötend hinzu, nachdem sein Geist wieder klar geworden sei, den Rausch des Alkohols benötigt habe, sonst hätte er sich mit Sicherheit das Leben genommen. Denn, fuhr Mark Stallendorf unvermittelt fort, man wisse ja, daß in der menschlichen Seele seltsame, nicht dem Diesseits zugehörige Ungeheuer schlummerten, eines von diesen sei jetzt in ihm zum Leben erwacht und dürste mit unbändiger Kraft nach Blut, Schrecken und Tod. Hier sprach der junge Mann bereits mit einer Inbrunst und Begeisterung, die das verhörende Organ der Obrigkeit vollkommen verwirrte. Seine Wangen röteten sich, sein Blick glänzte fiebrig und seine schulterlangen Locken zitterten. Während seiner Erzählung erhob er sich mitunter von der Holzbank der Verdächtigen, und dann wurde sichtbar, wie ebenmäßig und wohlgebaut sein Körper, wie breit und gewölbt sein Brustkorb war, wie muskulös seine Arme und Beine, kein Zweifel, bei dem jungen Mann, der in diese absurde Geschichte verwickelt war, handelte es sich um ein ausnehmend schönes Exemplar der menschlichen Spezies.

Doch das Ungeheuer habe sich ausgetobt, fuhr Stallendorf in plötzlich leiserem Ton fort, in jenem Augenblick habe es ihn verlassen und sei durch seinen Samen in die Gebärmutter des Dienstmädchens übersiedelt.

Nach diesem überraschenden Satz machte sich eine nachdenkliche, verlegene Stille breit.

Er meine, fragte man ihn dann, Hilda Lebwitz sei seit gestern nacht in anderen Umständen? Ja, genau das meine er, seufzte Stallendorf.

Ob er außerdem glaube, fragte man ihn, daß nach diesem schrecklichen Verbrechen seine Seele rein geworden sei?

All das könne er nicht wissen, antwortete der junge Mann bescheiden, um diese Aussage zu bestätigen, würde er einige Zeit benötigen, und obgleich er sich darüber im klaren sei, daß er den sofortigen Tod verdiene, auch er sehe das nicht anders, könne man vielleicht doch die Geburt des Kindes abwarten, schon allein deshalb, damit auch er, Mark Stallendorf, dem Bösen ins Auge sehen könne, das ihm eine solch schreckliche Schuld hinterlassen habe. Danach würde er bereitwillig sterben, wenn die Obrigkeit sich so entscheide, aber auch er habe ein Recht, die Wahrheit zu erfahren. Hier verstummte der junge Mann, und in seinen Augen glänzten echte Perlen aufrichtigen Schmerzes. Die Müttenheimer Behörde, welche die Untersuchung durchführte, verlieh ihrer Verwunderung Ausdruck, und nach eingehenden Beratungen, die von Spannungen und Disputen nicht ganz frei waren, verwarf man den Plan des Exorzismus, für den sich vor allem ein Jesuitenpater stark gemacht hatte. Einig war man sich darin, daß die Notwendigkeit bestehe, Hilda Lebwitz unter größter Geheimhaltung zu überwachen, um dem Mädchen keinen Schreck einzujagen und damit sich nicht irgendein Müttenheimer Bürger zu einem unüberlegten Schritt hinreißen lasse. Man entschloß sich also, das Böse nicht im Keim zu ersticken, sondern seine Geburt abzuwarten. Es blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig. Wenn man nämlich Hilda Lebwitz bereits jetzt einem Verfahren zur Abtreibung der Leibesfrucht unterzöge, würde das möglicherweise den Tod eines unschuldigen Wesens herbeiführen, sollte der junge Mann doch die Unwahrheit gesagt haben. Über all das schickte man einen ausführlichen Bericht an den herzoglichen Hof. Die Antwort ließ auf sich warten.

Man muß wissen, daß sich die Falkmeyers in der Stadt großen Ansehens erfreuten. Und nicht nur in Müttenheim. Ihre Brote, Kipferl, Briochen und Strudel waren weithin berühmt,

ihre Nuß- und Mohnstriezel mehr als einmal die Zierde herzoglicher Gastmähler gewesen. Für berühmte Reisende war der Besuch der Bäckerei des Herrn Falkmeyer unerlässlich, und wenn sie ihn dennoch versäumten, dann waren sie eben umsonst nach Müttenheim gekommen. Familie Falkmeyer war auch mit wohlthätigen Spenden vorbildlich. Steuern zahlten sie termingerecht und vollständig, zuweilen verrichteten sie gemeinnützige Arbeiten, und der Bäcker verkehrte in jenen gesellschaftlichen Kreisen, zu denen wirklich nur kultivierte und feinsinnige Geister Zugang hatten. In städtischen Angelegenheiten, bei wichtigeren lokalen Entscheidungen fragte man ihn regelmäßig um Rat. Senator wollte er nicht werden, denn, wie er lachend sagte, die Hefe verbiete ihm die Ausübung öffentlicher Ämter. Wohl wäre es Herrn Falkmeyer möglich gewesen, die manuelle Arbeit aufzugeben, doch wie schon vor zwanzig Jahren stand er auch jetzt noch frühmorgens auf und knetete nicht nur den Teig und buk das Brot, sondern verkaufte es auch, herzlich und aufmerksam, mit dienstfertiger Bescheidenheit. Er war nicht nur Einwohner Müttenheims, sondern dessen Bürger, in der edlen und hehren Bedeutung des Wortes. Sein Leben war Beweis dafür, daß auch nach dem langen Krieg, als in deutschen Landen fast jede Familie trauerte, als Bettler und Wegelagerer die Landstraßen überschwemmten, streunende Hunde an Straßenrändern Menschenkadaver benagten, Armut und Elend bis zum Himmel schäumten, gerade in diesen schweren Zeiten bewies also Herr Falkmeyer, daß es möglich ist, mit fleißiger und ehrlicher Arbeit zu Wohlstand zu kommen. Herr Falkmeyer war ein Handwerker, den die Historiker der Zukunft, die Heimatkundler späterer Zeiten, ungeachtet des schrecklichen Ereignisses, erwähnt haben würden, denn er hatte den von Namenlosen bevölkerten Straßen Müttenheims einen guten Namen verschafft. Auch deshalb war sein Tod so bestürzend und erschütternd. Daß auch ein Kind getötet worden war, steigerte das Entsetzen nur noch.

Zugleich stellte sich heraus, daß das Dienstmädchen tatsächlich in anderen Umständen war. Hilda Lebwitz war ein bis zur Einfältigkeit argloses Wesen mit flacher Brust, flachen Hüften und unbeholfenen Bewegungen, eine Vollwaise, die Herr Falkmeyer vor Jahren aus einem Findelhaus im Umkreis Münchens geholt hatte, und es war allgemein bekannt, daß er sie wie eine Verwandte behandelte, ihr gegen ein wenig Hausarbeit Sicherheit und ein Heim gab. Als man das Mädchen fragte, ob sie sich nicht gewundert habe, daß sich nachts im Haus ihres Herrn ein unbekannter junger Mann neben sie legte, und ob sie es des weiteren nicht seltsam finde, daß dieser Mann sie umarmt und den Beischlaf mit ihr vollzogen habe, um schließlich Geld von ihr zu erbitten, und ob sie nicht, als sie am Morgen das Verbrechen entdeckte, gedacht habe, daß dieser geheimnisvolle nächtliche Besucher mit der entsetzlichen Ausrottung der Familie, sagen wir, in Verbindung stehe, da schlug die Dienstmagd, dieses einfältige Geschöpf, die Augen nieder und sagte nur, daß sie all dies ganz und gar nicht gedacht habe, sie verstehe im allgemeinen die sogenannten Zusammenhänge nicht, das sei ihr nicht beigebracht worden, nur eines könne sie allerdings verraten, sie warte seit langem darauf, daß sie mit der Liebe ihres Lebens beschenkt werde, und das sei nun geschehen. Wenn sie ehrlich sein wolle, müsse sie eingestehen, daß sie sich die Umstände etwas anders vorgestellt habe, aber das sei nun auch egal. Stark, ganz stark fühle sie, daß Mark Stallendorf ihr vom Himmel gesandt sei. Das heißt, vom Herrgott selbst, lächelte Hilda bescheiden, deshalb betrachte sie den jungen Mann von nun an als ihren Bräutigam und als Vater ihres ungeborenen Kindes.

Das Verfahren gegen Hilda Lebwitz wurde mit Rücksicht auf ihren Geisteszustand und ihre Schwangerschaft eingestellt. Es erschien vollkommen abwegig, daß das Mädchen und der junge Mann vermöge irgendwelcher früheren Verbindungen bei der Ausrottung der Familie Falkmeyer zu-

sammengewirkt haben könnten. Einige Tage später traf auch die herzogliche Verfügung ein, die unerwartet untersagte, in der Angelegenheit ein übereiltes Urteil zu fällen. Der Befehl sprach sich rasch herum. Die Stadt schäumte, viele erwogen, eigenhändig für den Tod der Familie Vergeltung zu üben. Handwerksgehilfen, Ladearbeiter, ehrbare Müttenheimer Frauen protestierten vor dem Rathaus und forderten die sofortige öffentliche Hinrichtung. Da trat der Bürgermeister vor die aufgebrachten Menschen und verlas ohne jeden Kommentar die Verfügung des Herzogs. Es war um die Mittagszeit, die Glocken läuteten, schließlich zerstreute sich die Menge still. Franz Stein, der Henker, der aus dem benachbarten Landkreis angereist war und bis dahin in der Herberge des Herrn Rollstock gewohnt hatte, setzen wir hinzu, auf öffentliche Kosten, reiste enttäuscht heim. An seiner Statt traf der Hausarzt der Herzogsfamilie ein, der weithin berühmte Ludwig Ritzke, der sich auch mit Alchemie und Geheimpwissenschaften beschäftigte und nun die Krankheit Mark Stallendorfs zu studieren wünschte. Viele Leute schrieben es seinem Einfluß zu, daß der junge Mann vorläufig davongekommen war, und empfingen den Arzt mit größter Abneigung. Manche munkelten, daß Mark Stallendorf ein Sproß der herzoglichen Familie sei, so ein verirrttes schwarzes Schaf, ein richtiger Mirza, über den ohnehin eine wichtige Persönlichkeit des Hofes ihre Hand halte, wenn nicht gar der Herzog selbst. Wenig später begann die Nachricht zu kursieren, daß er in Wahrheit gar nicht schuldig sei. Der wirkliche Täter sei ein reicher und hochgestellter Mann, und Mark Stallendorf tue nichts anderes, als ihn zu decken. Andere sprachen davon, daß Herr Falkmeyer mit des Kaisers jüdischen Armeelieferanten in Verbindung gestanden und zudem protestantische Heere beliefert habe, auch die Kriegsparteien, die sich in den nördlichen Provinzen immer noch vereinzelte Scharmützel lieferten, habe er mit Mehl, Käse und sonstigen Nahrungsmitteln unterstützt, bei üppigem Gewinn, versteht

sich. Sein Tod hänge folglich mit diesen geheimen Geschäften zusammen. Doch es gab niemanden, der diese Gerüchte hätte dementieren oder bestätigen können. Die untersuchende Behörde tat so, als wäre sie in den Besitz wichtiger Sachverhalte und Tatsachen gelangt, allein die Müttenheimer zweifelten. Was immer Neider auch behaupten mochten, die Trauerblumensträuße vor der verwaisten Bäckerei des Herrn Falkmeyer verwelkten nicht. Halbwüchsige Mädchen, alte Frauen, hochangesehene Bürger legten hübsche, mit Seidenbändern verzierte Kränze vor das geschlossene Geschäft, blieben für einige Minuten stehen, falteten die Hände und beteten andächtig für das Seelenheil der Dahingeshiedenen.

Währenddessen verhielt sich Hilda Lebwitz ganz so, als wäre sie offiziell verlobt. Frau Fuchs, eine als Markfrau arbeitende Witwe, gewährte ihr für ein wenig Hausarbeit Unterkunft. Für Frau Fuchs gab es in Müttenheim kaum ein Geheimnis, doch nicht einmal sie bemerkte, daß ihr Haus überwacht wurde. Hilda machte täglich den Weg zum städtischen Arrest, sie brachte dem Gefangenen Speis und Trank und erreichte durch ihr hingebungsvolles und rührendes Betragen, was ihr, notabene, nur als Angetrauter zugestanden hätte, nämlich die Schmutzwäsche des Häftlings mitnehmen und zu Hause reinigen zu dürfen. Ansonsten verhielt sie sich äußerst schweigsam und zurückhaltend. Anfangs war Mark Stallendorf von dieser Verbindung sichtlich befremdet, seine Blicke streiften selbstvergessen den sich mehr und mehr wölbenden Bauch von Hilda Lebwitz. Die Laune des jungen Mannes besserte sich nur, wenn ihn Doktor Ritzke besuchte, um mit ihm über das Ungeheuer in seinem Inneren zu sprechen. Und Mark Stallenberg erzählte farbig und fesselnd. Allerdings mutete es seltsam an, daß das Ungeheuer tagtäglich eine andere Gestalt annahm, um immer neue Eigenschaften reicher wurde, und daß es in den Schilderungen des jungen Mannes keineswegs deutlichere Konturen gewann, sondern im Gegenteil immer komplizierter und geheimnisvoller wur-

de. Das Ungeheuer, wenn man es überhaupt so nennen sollte, war an einem Tag stark und grausam, am nächsten schwach, aber heimtückisch, um einen Tag später von Erbarmen zu triefen wie eine Wunde von Blut. Der Doktor machte eifrig Notizen, jedoch mußte er mehrmals überrascht zur Kenntnis nehmen, daß man seine Aufzeichnungen in der Nacht oder während er nicht daheim gewesen war, durchforscht hatte, es kam immer öfter vor, daß das eine oder andere Blatt entwendet wurde. Er schloß daraus, daß die Müttenheimer auch ihn überwachen ließen. Oder wer auch immer. Vielleicht war es der Herzog selbst, der ihn überwachen ließ, was keinesfalls ein Zeichen des Mißtrauens wäre, sondern der Beweis für das Wirken einer großen und wichtigen Organisation. Zu seinem eigenen Schutz erstattete er dem Herzog dennoch Bericht, wobei er seine Vermutungen verschwieg; die Besuche bei Stallendorf setzte er fort, als wäre nichts geschehen.

Auf Ersuchen des Doktors fertigte der junge Mann Zeichnungen von dem Ungeheuer an. Gleich seinen mündlichen Ausführungen waren auch diese interessant und regten zum Nachdenken an. Einige dieser Skizzen kamen Doktor Ritzke ebenfalls auf mysteriöse Weise abhanden. Kopien und Nachbildungen begannen in der Stadt zu kursieren, sie wurden für gutes Geld feilgeboten, auf Flugblätter gedruckt, ja, eine der gelungeneren Schöpfungen fand sogar in den städtischen Kalender Aufnahme. Auch von dem jungen Mann selbst wurden Kupferstiche und Ölgemälde angefertigt. Wanderende Maler erwirkten bei der Behörde, daß Mark Stallendorf, der ausnahmslos jede Bitte bereitwillig erfüllte, vor ihrer Leinwand oder Holztafel posieren durfte. Traurige Wanderkomödianten setzten die Geschichte in Szene. Eines Tages machte der Kneipenwirt Rollstock den Vorschlag, Stallendorfs Zeichnungen auszustellen, um mit den Einnahmen aus den Eintrittsgeldern die Renovierung der Stadtmauer zu finanzieren. Der Stadtrat befand die Sache zwar für gut, setzte sie aber dennoch nicht in die Tat um, er vermied überhaupt

jeden auffälligen Schritt in dieser Angelegenheit. Nach einiger Zeit erreichte Doktor Ritzke, daß dem Gefangenen gesundheitsfördernde Spaziergänge gestattet wurden. Er dachte, daß sich Stallendorf in natürlicher Umgebung offener und natürlicher äußern würde. Seine Ahnung bestätigte sich. So flanierte Stallendorf wie jeder freie Bürger der Stadt gemeinsam mit Doktor Ritzke über den von Arkaden gesäumten Platz, das von Eichen beschattete Flußufer entlang bis zum Stadttor und zurück über den Markplatz, vorbei an Haufen von Obst und den Zelten der Holzschuh- und Grillfleischverkäufer. Das Gesicht des jungen Mannes rötete sich, mit nachdenklicher Miene legte er dar, daß es für das Böse kein größeres Vergnügen gebe, als wenn man sich mit ihm beschäftige. Der Teufel genieße nichts mehr als die Teufelsaustreibung, das heißt, all die Machinationen, die man gegen ihn ins Werk setze. Eigentlich liege die größte Versuchung der Sünde in der überaus einfachen Tatsache, daß die Menschen sie verstehen, sie mit den selbstverständlichen, klaren Methoden der Vernunft entlarven und in Zaum halten wollten. All das, schüttelte Stallendorf bedauernd den Kopf, sei ein tausendjähriges kindliches Traumgebilde. Nur die Sünde könne die Sünde verstehen. Und was können wir denn gegen etwas tun, das wir nicht verstehen? Ja, das sind in der Tat schwerwiegende Worte. Aber ist es denn nicht offensichtlich, daß die Welt seit ihrer Erschaffung ständig schlechter wird, daß sich im Verhältnis von Gut und Böse immer größerer Reichtum auf der Seite des letzteren anhäuft und wir schlußendlich dahin gelangen, daß die ganze Welt von diesem Etwas beherrscht wird, das er, Mark Stallendorf, soeben als Sünde bezeichnet hat? Zugleich, nickte er und blickte dem Doktor tief in die Augen, ist die Sünde noch nicht mal berechenbar, es gibt kein Verfahren, kein Laboratorium, womit sie erzeugt werden könnte. Weil auch der Mensch nicht berechenbar ist. Deshalb muß die Wissenschaft scheitern, wenn sie versucht, ihr mit Hilfe von Gleichungen, logischen Urteilen und gehei-

men Relationen auf den Grund zu gehen. Die Sünde interessieren weder Urteile und Logik noch Zusammenhänge. Auch in Gewohnheiten fühlt sie sich wohl, in Traditionen lebt sie ebenso wie in Ideen, die aus dem Augenblick geboren sind.

Nein, schüttelte der junge Mann sein schönes, ernstes Haupt, es gibt kein Gegenmittel.

Dann stapften sie nur noch durch das herbstliche Laub, an diesem Tag sprachen sie kein Wort mehr. Doktor Ritzke sann natürlich viel über diese zweifellos erwägenswerten Gedankengänge nach, schließlich entschied er sich jedoch, der untersuchenden Behörde auch davon nichts mitzuteilen. In Müttenheim Unsicherheit, Panik zu schüren, davor hütete sich der Doktor wohl. Doch er sandte auch weiterhin alle zwei Wochen einen ausführlichen Bericht an den Hof. Seine Sorge war überflüssig. Langsam gewöhnte sich die Stadt an den Anblick des spazierengehenden Stallenberg und des neben ihm herlaufenden Doktors. Auch Hilda Lebwitz pflegte im Abstand einiger Schritte hinter ihnen herzugehen, demütig folgte sie ihrem Bräutigam, und wenn dieser in Gedanken versunken vor einem Bordstein oder steinernem Sims innehielt, dann machte auch Hilda halt. Nun gab es keinen Menschauflauf mehr, wenn sie durch das Tor des düsteren Arrestgebäudes schritten, niemand flüsterte hinter ihrem Rücken, keine Straßenkinder, keine Reisenden aus fernen Dörfern, keine Chronisten, Gaukler und Schreiberlinge folgten ihnen. Nun ließen sich auch bisher zurückhaltende oder einfach nur vorsichtige Bürger mit Stallenberg auf ein Gespräch ein. Sie fragten ihn, wie er gelebt, was er gemacht habe, bevor er nach Müttenheim kam, sie erkundigten sich auch, wie seine Kindheit gewesen sei, ob er Geschwister habe, außerdem wollten sie wissen, was er über seine Zukunft denke, ob er Angst vor dem Tod habe. Und Stallenberg wurde der Fragen nicht überdrüssig, es empörte ihn nicht, daß Unbekannte in seinem persönlichen Schicksal herumstocherten, er

beantwortete alles, so gut er konnte. Es kam auch vor, daß ganz kleine Kinder mit ihren Müttern vor ihn hintraten, und während sie ihn mit weit aufgerissenen, staunenden Augen anstarrten, flüsterte ihnen die Mutter die ganze Geschichte ins Ohr.

Es geschah an einem der ersten Frühlingstage, natürlich während des Nachmittagsspaziergangs – denn nun durften sie bereits nach dem Verzehr des Mittagessens aufbrechen –, daß Mark Stallendorf von einem alten Mann namens Jan Helmer angesprochen wurde, einem Veteran des Herzogs, der im großen Krieg unter anderem bei Nördlingen gekämpft hatte. Der alte Soldat wollte nur wissen, ob es wahr sei, was verbreitet werde, daß nämlich Hänschen Falkmeyer während der Ermordung seiner Eltern erwacht sei und mit offenen, starren Augen, seinen Blick gleichsam in den seines Mörders bohrend, ohne Gegenwehr darauf gewartet habe, daß ihm die Kehle durchgeschnitten werde. Stallenberg nickte tief seufzend und sagte mit dem angemessenen Ernst, ja, er habe die Frage bereits erwartet, auch er habe von diesem Gerücht gehört, wie ihm, seit er hier in Müttenheim lebe, auch andere, jeder Grundlage entbehrende Ausgeburten der Phantasie zu Ohren gekommen seien, zu alledem stehe er gerne Rede und Antwort, und natürlich wolle er nicht überheblich erscheinen, doch nunmehr habe er das Gefühl, es wäre einiges zu dementieren, denn mit der Zeit werde seine Erinnerung immer unzuverlässiger, es falle ihm schwer, es auszusprechen, aber inzwischen sei er sich nicht einmal mehr sicher, daß er der Täter sei.

Ob man das so verstehen müsse, warf der Doktor nachdenklich ein, daß nicht er, Mark Stallendorf die Untat begangen habe, was doch bisher völlig außer Zweifel stand?

Er glaube, antwortete der junge Mann, daß leugnen oder protestieren ungehörig wäre, doch Zweifel bestehen zu lassen, Ungewißheit einzugestehen sei kein Zeichen der Schwäche, sondern verleihe sogar Stärke. Sein Geständnis ziehe er

allein deshalb nicht zurück, weil er die Lage der hiesigen Behörde nicht erschweren wolle, kurzum, über den Tod der Familie Falkmeyer wisse er nichts mehr, das könne er verantwortungsvoll bezeugen, es sei schon möglich, daß er den Mord tatsächlich begangen habe, genauso wie es auch sein könne, daß nicht er es gewesen sei, vielleicht ein anderer Fremder oder irgendein Einheimischer, aber hier höre er auch schon auf, denn er wolle unter keinen Umständen irgendwen ungerechtfertigt beschuldigen.

Der Veteran Jan Helmer bemerkte mit leicht gereizter Ungläubigkeit, daß man sich im allgemeinen daran erinnere, wenn man jemanden umgebracht habe.

Ja, nickte Mark Stallendorf nachdenklich, aber erinnere sich denn Jan Helmer genau daran, wie vieler Menschen Blut er in den Jahren im Dienst der Herzogsfamilie vergossen habe?

Der Veteran fragte nichts mehr.

Doktor Ritzke ließ Hilda immer häufiger zu sich rufen. Auch die Müttenheimer Behörde ersuchte darum, und der Doktor interessierte sich brennend für die Schwangerschaft von Hilda Lebwitz. Dabei war an dem sich wölbenden Bauch, an den Anzeichen ihres Zustandes nichts Auffälliges. Das Kind bewegte sich, teilte kräftige Tritte aus, wanderte in dem Bauch des Mädchens hin und her, es entwickelte sich offensichtlich gut. Als jedoch der Zeitpunkt der Geburt näher rückte, häuften sich im Verhalten von Hilda Lebwitz beunruhigende Anzeichen. Sie war längst nicht mehr so geduldig und bescheiden, sondern wurde immer fordernder und unangenehmer, wie zum Beweis, daß die sanften und unschuldigen Einfältigen, wenn sie unter den Einfluß einer fixen Idee geraten, zu den unliebsamsten Wesen, reizbar und unerträglich werden. Oft drängte sie sich bei den Spaziergängen neben ihren Bräutigam, dann rempelte sie den Doktor regelrecht zur Seite und starrte dem jungen Mann aus nächster Nähe mit verschleiertem Blick ins Gesicht, ein andermal

klammerte sie sich an seinen Arm und betrug sich wie eine launische, von bösen Ahnungen geplagte Ehefrau. Sie geriet auch mit Müttenheimer Bürgern in Streit, die mit dem Häftling ein Gespräch beginnen wollten. Demgegenüber fand sich Stallenberg überraschend leicht mit diesen Veränderungen ab. Er ließ das Mädchen nicht wegbringen, obgleich er es hätte können, und tat großzügig so, als fielen ihm die immer aufdringlichere Anhänglichkeit nicht zur Last. Dabei behelligte Hilda selbst den Arrestkommandanten mit einem weiteren Wunsch. Unter lautem, nervtötendem Weinen forderte sie, ebenfalls hinter Gittern, im Arrest wohnen zu dürfen, denn sie wolle mit dem Vater ihres ungeborenen Kindes zusammenwohnen, oder falls das nicht möglich sei, dann solle doch Mark Stallendorf bei ihrer Hauswirtin, Frau Fuchs, einziehen, fliehen werde er ohnehin nicht, denn hätte er das gewollt, würde er es längst getan haben. Der Arrestkommandant wies ihr jedoch die Tür und gewährte keine weiteren Vergünstigungen.

Die Geburt des Kindes wurde für Anfang April erwartet.

In den letzten Märztagen erhielt die Müttenheimer Obrigkeit vom Hof des Herzogs eine wichtige Botschaft. Sie besagte, daß die obersten Behörden über das Schicksal Mark Stallendorfs entschieden hätten, und obwohl man die Einzelheiten und den Kern des Beschlusses aus Sicherheitsgründen nicht offenzulegen wünsche, ersuche man die in Müttenheim Verantwortlichen, daß sie, wenn die Zeit gekommen sei, und das sei bald, bei der technischen Durchführung des Beschlusses maximale Umsicht an den Tag legen mögen. Am zweiten April wurde Mark Stallendorf aus der Stadt gebracht, an einen geheimen, unbekanntem Ort. Es war früher Morgen, die Stadt schlief, es dämmerte kaum erst. Die schwarzgekleideten Männer des Herzogs kamen den jungen Mann holen, sie setzten ihn in eine Kutsche, deren Vorhänge zugezogen waren, und verließen mit ihm Müttenheim durch das Südtor. Bis dorthin begleitete sie Doktor Ritzke, der sich ein wenig